

# Ich stand in Japan und habe versucht, Kohlrouladen zu machen

## Ein Gespräch mit Beate Wonde

Beate Wonde studierte Japanologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, seit Gründung der Mori-Ôgai-Gedenkstätte 1984 prägt sie diese mit unterschiedlichen Stellenbezeichnungen. Im Mai 2020 geht sie in den Ruhestand und hinterlässt einen besonders in Japan hoch angesehenen Gedenkort.

**MUSEUMSJOURNAL:** Frau Wonde, Sie waren 35, als die Mauer fiel. Wie ostdeutsch sind Sie?

**BEATE WONDE:** Das ist ganz witzig. Als ich in Japan studiert habe, wurde ich von den Kommilitonen im Wohnheim immer als die amerikanischste der Ostdeutschen bezeichnet, weil ich sehr offen war. Ich stamme aus Guben, das liegt an der polnischen Grenze – ich war die »Drei Schwestern« in Personalunion; nicht Moskau, sondern Berlin, Berlin, Berlin. Das war mein Traum. Ich schaue oft zurück auf die Zeiten, in denen wir etwas aufgebaut haben, Visionen hatten. Nun gut, ich bin in diesem Land groß geworden! Das ist wie »Sonnenallee«! Das war meine Jugend, mein Leben, meine Studienzeit, und dazu bekenne ich mich. Und eigentlich war es immer mein Traum, aus dem Land ein besseres zu machen, und dafür haben wir uns eingesetzt und zusammengeerauft.

**MJ:** Mit Ihrem Studium der Japanologie ab 1973 und Ihrer späteren Stelle an der Humboldt-Universität gehörten Sie zu den Privilegierten. Welche Voraussetzungen mussten Sie erfüllen?

**BW:** Die Voraussetzungen waren ein gutes Abitur und ein guter Sprachtest. Japanisch konnte ich vorher ja gar nicht. Selbst Englisch war keine Sprache, die wir leibhaftig ausprobieren konnten, das gab es nur in Lehr-



Beate Wonde mit ihrem Mann Hans Weber am S-Bahnhof Wollankstraße, der zur West-Berliner S-Bahn gehörte, 12. Januar 1989

büchern. Ich bin als Abiturientin sonnabends nach dem Unterricht nach Berlin gefahren, um mir im Berliner Ensemble die alten Brecht-Inszenierungen anzuschauen. Ich habe mich für Geschichte, Literatur, Theater, Kunst und Sprachen interessiert, konnte mich aber nicht für ein Studienfach entscheiden. Es gab die sogenannte Studienlenkung, die einen dahin führte, wo Vater Staat einen brauchte. Ich sollte eigentlich Bergbau studieren oder Mathe-Physik-Lehrer werden. Das kam für mich, da ich aus einem Lehrerhaushalt stamme, gar nicht infrage. Ich habe dann einen Brief an die Humboldt-Universität geschrieben und bekam zur Antwort, dass man 1973 Russisch-Polnisch, Russisch-Bulgarisch, Russisch-Serbokroatisch und so weiter studieren könne. Und schließlich: Wegen Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Indien und Japan könne man in dem Jahr auch Sprachmittler für Englisch-Indisch oder Englisch-Japanisch

werden. Das habe ich dann einfach versucht – ich wollte meinen Horizont erweitern und möglichst weit weg. Es folgten die Eignungsprüfungen, da standen 60 Leute vor der Tür, am Ende wurden 12 genommen.

**MJ:** Was wurde geprüft?

**BW:** Ich hatte wirklich keine Ahnung von Japan! Ich habe die Leute auf dem Flur gefragt: Was haben die eigentlich für eine Regierungsform? Wie viele Inseln gibt es? Welche Befugnisse hat der Tenno? Ich weiß nicht, wieso es geklappt hat. Gut, das Zeugnis war das eine. Offensichtlich waren die Sprachprüfungen aber auch ganz gut gelaufen, und plötzlich hatte ich meinen Studienplatz. Ich kann es bis heute nicht fassen. Und mit dem Japanaufenthalt war es genauso.

**MJ:** Sie durften reisen in einer Zeit, als dies den meisten Bürgerinnen und Bürgern versagt war. Wie war das?

**BW:** Frei reisen konnte ich vorher auch nicht. Ich bin als Schülerin durch Polen getrampt, von meinem Abi-Geld habe ich es bis an den Baikalsee geschafft. Die Welt hinter der Mauer war auch mir bis 1979 verschlossen, deshalb habe ich versucht, einen guten Studienabschluss zu schaffen. Das sollte mein künftiger Weg sein: Dozentin für japanisches Theater an der Japanologie der Humboldt-Universität zu werden. Genau ein Jahr, bevor ich nach Japan zum Studium durfte, schrieb das japanische Kultusministerium ein Stipendium aus. Wir hatten ja keine Valuta. Wenn der kapitalistische Staat nicht die Mittel zur Verfügung stellte, konnten wir da schlicht nicht hin. Ich habe auch erst am Abend vor meiner Abreise den Pass bekommen: Es war fast bis zum Schluss nicht klar, ob ich wirklich fahren würde oder nicht. Es war natürlich eine einmalige Chance. Ich kam mit riesigen Teekisten voller Material zurück.

**MJ:** Wie nahmen Sie Kontakt im Land auf?

**BW:** Ich kannte bereits viele Theaterleute dort, die ich zum Teil schon in Berlin betreut hatte. Das war auch eine Besonderheit unserer Japanologie: Der Staat hatte zwar diplomatische Beziehungen hergestellt, aber es gab nicht genug Leute, die das sprachlich betreuen konnten. Wir sind dann mit den Delegationen unterwegs gewesen, mussten sogar im selben Hotel übernachten, falls irgendetwas passiert. Dadurch lernte ich schon während meines Studiums ganz viele Theaterleute kennen – und als ich

dann in Japan war, gingen alle Türen auf und ich bekam Freikarten en masse. Das war eine tolle Zeit. Als ich wieder zurückkam, war ich als Reisekader gesperrt, weil ich eineinhalb Jahre im kapitalistischen Ausland gewesen war. Eine Bedingung für das Japanologie-Studium war, dass man keine Westverwandtschaft hatte. Und jetzt können Sie mir mal verraten, wie man dann überhaupt an Wörterbücher herankommen soll! Oder an Forschungsmaterial! Durch das Dolmetschen hatten wir die persönlichen Kontakte, und wenn die Japaner abreisten, haben wir ihnen Bestelllisten mitgegeben.

**MJ:** Aber in Japan zu bleiben, war keine Option?

**BW:** Nein, für mich nicht. Das Komische ist: Wir waren ja DDR-Deutsche. Und damit hatte ich eigentlich nie etwas anfangen können. Meine Heimat ist immer selbstverständlich für mich gewesen; als Studentin wollte ich in die große Stadt und mir darüber die Welt erobern. Als ich dann in der großen Welt war, habe ich überhaupt erst begriffen, woher ich komme. Da ist man dann plötzlich Repräsentant eines Landes und versucht, Dinge zu erklären, die einen zu Hause ziemlich auf die Barrikaden gebracht hätten. Als dann die Japaner wissen wollten, wie denn Kohlrouladen gemacht werden, war ich überfragt. Das hatte immer meine Mutter gemacht. Also kam per Brief die Anleitung und ich stand in Japan und habe versucht,

*Zweite Eröffnung der Mori-Ôgai-Gedenkstätte, 2. Juni 1989.  
Foto: Waltraud Harre*



Kohlrouladen zu machen. Mein Heimatgefühl als Deutsche oder DDR-Deutsche habe ich in Japan bekommen. Wenn man sich an etwas reiben kann, dann begreift man viel mehr über sich selbst. Und ich habe auch begriffen, dass es für Probleme immer mehrere Lösungsmöglichkeiten gibt. In der DDR war es eher Schwarz-Weiß, wer nicht dafür ist, ist dagegen. In Japan gab es so viele Lebens- und Herangehensweisen, ich habe so viel gelernt. Im Grunde zehre ich noch heute davon. Auch von den Bekanntschaften, die ich damals hatte, das hat sich später in Ausstellungen umgesetzt. Im Grunde hat das auch über die Wendezeit geholfen, weil schon ein Netzwerk entstanden war.

**MJ:** *Wie haben Sie die Umbruchszeit erlebt?*

**BW:** Da muss ich etwas ausholen. In dem Jahr, in dem ich mein Studium aufnahm, waren zwischen der DDR und Japan überhaupt erst diplomatische Beziehungen hergestellt worden. Neben dem ökonomischen Interesse gab es auf beiden Seiten den Wunsch, das kulturell zu unterfüttern. Wir waren eine gut aufgestellte Japanologie mit allen Fächern, aber wir konnten nicht in der Uni arbeiten, weil wir dort nur zwei Räume hatten und nur zum Unterricht oder zu den Versammlungen ins Büro kamen. Professor Jürgen Berndt hatte schon lange den Plan, eine Gedenkstätte einzurichten. In Japan war im Zuge der Rückbesinnung auf Mori Ôgai um seinen 100. Geburtstag herum gerade eine Ôgai-Gesellschaft ins Leben gerufen worden.

Am 12. Oktober 1984 gründeten wir dann die Ôgai-Gedenkstätte – zunächst mit einem winzigen Zimmer –, im Grunde war es nur eine Teileröffnung, weil allein dieses winzige Zimmer existierte. 1987 kam der japanische Ministerpräsident Nakasone zum Staatsbesuch – damit hatte keiner gerechnet. Das Zimmer war noch gar nicht fertig, wir haben noch schnell Blumen vor die Löcher in den Tapeten gestellt, und die Türen bekamen ihre achte graue Lage. Ich musste bei minus 20 Grad alle zwei Stunden von Pankow aus herfahren, um den Ofen nachzuheizen, damit beim Staatsbesuch niemand erfriert. Aber wir hatten in einer murkeligen Wohnung einen Ort markiert, einen Identitätsort. Den Japanern war das damals einen Staatsbesuch wert! Das hat dem ostdeutschen Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen zu denken gegeben, und dann bekamen wir die Mittel, um alles einzurichten. Die Möbel, auf denen Sie jetzt sitzen, sind noch von 1988. Manche empfinden die Einrichtung heute als ein bisschen ostig, aber das ist eben Teil der Geschichte. Im Osten war das sehr schick! Alles sollte einen japanischen Touch bekommen. Wir waren voller Ideen, haben Vorträge veranstaltet, Lehrbücher erstellt. Wir waren innovativ! Die Gedenkstätte in Kombination mit der Japanologie, die 1988 hier einzog, war ein Kompetenzzentrum für Japan, ein Raum für den internationalen, interdisziplinären und institutionellen Austausch. Am 2. Juni 1989 haben wir eine zweite Eröffnung gefeiert. Wir hatten den Termin gewählt, weil sich eine große japanische Delegation angesagt hatte.

**MJ:** *Durften Sie vor 1989 noch einmal ins westliche Ausland reisen?*

**BW:** Dazu kann ich Ihnen eine interessante Anekdote erzählen. 1988 liefen die Dreharbeiten für »Die Tänzerin«, das war die erste und letzte

ostdeutsch-westdeutsch-japanische Koproduktion. Die Darsteller kamen alle aus dem Osten – die japanischen natürlich aus Japan –, Drehort war unter anderem der Kreuzberg. Ich wurde gebeten, Recherchen anzustellen, welche Elemente in der Liebesgeschichte zwischen einem jungen Japaner und einer Tänzerin autobiografisch seien. Entweder haben sie die Personalakte vergessen oder es war eben alles schon im Umschwung – jedenfalls sollte ich einen Antrag auf ein Visum stellen. Und ich bekam tatsächlich ein dreimonatiges Visum für West-Berlin! Ich bin in die Schaubühne gegangen, habe türkisches Brot und leckeres Obst nach Hause geschleppt. Mein Mann hat auch einen Antrag gestellt, weil er zum 80. Geburtstag einer Tante fahren wollte, und auch der wurde genehmigt! Auf einem Foto stehen wir beide an einem Bahnhof in West-Berlin, in Pankow schliefen unsere drei Kinder und wir dachten: Das ist echt abgefahren! Aber es gab nie einen Zweifel, dass wir wieder nach Hause wollten.

**MJ:** *Wie ging es dann mit der Mori-Ôgai-Gedenkstätte weiter?*

**BW:** Wir haben fünf Monate so gearbeitet, wie wir uns das jahrzehntelang gewünscht hatten – und dann stand wieder alles auf Anfang. 1989 wurde wieder alles infrage gestellt, wir sollten uns als Gedenkstätte plötzlich selbst finanzieren, wir haben Spendenaktionen gemacht, gleichzeitig liefen die Verhandlungen mit dem Senat für eine Stiftungsgründung.

**MJ:** *Was bedeutete das für Ihre Stelle?*

**BW:** Seit 1987 hatte ich eine Pro-Forma-Stelle mit einem Überleitungsvertrag: Ich war formal bei der Liga für Völkerfreundschaft angestellt – das war eine Organisation, die für Auslandskontakte zuständig war – und der Deal war, dass ich einmal im Monat zu irgendeiner Sitzung ging. Die japanische Partnergesellschaft gab eine Zeitschrift heraus, und ich habe für die Deutschen, die die Japanabteilung der Liga leiteten, den Inhalt übersetzt. Zum Teil habe ich auch selbst Kulturschaffende interviewt. Das ging noch ziemlich lange nach der Wende weiter, weil alle wissen wollten, was denn zum Beispiel mit den Staatlichen Museen passieren wird. Im Prinzip habe ich den Arbeitsplatz Humboldt-Universität nie verlassen. Und dann standen auch bei der Liga die Zeichen auf Auflösung, das war ja nun mal eine typische DDR-Einrichtung. Wir Japanologen der DDR wollten dann eine deutsch-japanische Gesellschaft gründen, um etwas mit eigenem Profil zu haben, was man auf Augenhöhe vereinigen kann. Aber in dem Moment der Vereinsantragstellung und Bewilligung waren die ganzen Verhältnisse draußen schon darüber hinweggegangen und es wurde nichts mehr. Ich bekam schließlich eine unbefristete Stelle an der Humboldt-Universität – als nichtwissenschaftliches Personal – und bin jetzt seit 1990 hier, als Newcomer, was ein bisschen komisch ist, schließlich bin ich ja von Anfang an dabei. So war das leider mit diesen Überleitungsverträgen. Wenn Sie dann einen Brief von der Uni bekommen mit einer Treueprämie nach 25 Jahren, sage ich mir: Nein, das sind nicht 25, das sind 46 Jahre, Leute! Da bin ich dann wieder Ossi. Das ist mein Leben! Das lasse ich mir von niemand anderem deuten!

Die Fragen stellten Nadja Mahler und Nina Szymanski.